

Ebola: Endlich helfen

Da steht er, von Kopf bis Fuß in gelbe Plastik-Schutzkleidung gehüllt. Die Brille ist beschlagen, er kommt gerade aus dem Übungszelt, in dem vierzig Grad Celsius herrschen. Als einer von achtzehn Ärzten und Rettungskräften bereitet sich Christoph Dennenmoser diese Woche in Würzburg darauf vor, Ebola-Erkrankten in Westafrika beizustehen. Er hat vier Kinder und gibt zu, dass seine Frau Angst um ihn hat. Er sagt dazu: Es ist viel schwieriger, die Ebola-Epidemie nur unbeteiligt im Fernsehen zu beobachten, als wenn man selbst im Einsatz ist und etwas tun kann.

Hut ab vor ihm und den über viertausend anderen Deutschen, die sich bis jetzt für den freiwilligen Einsatz gemeldet haben. Ich habe großen Respekt vor ihnen und bin ihnen dankbar. Einige werden, wenn sie die Voraussetzungen erfüllen, hoffentlich bald in Westafrika sein und Isolierstationen aufbauen, Kranke pflegen, Aufklärung leisten, um die schreckliche Virus-Infektion zu bekämpfen. Sie kommen den Einheimischen zur Hilfe, die unter härtesten Bedingungen ihr Bestes geben, aber vom Ausmaß dieser Epidemie überfordert sind.

An den mutigen Helfern liegt es gewiss nicht, dass ihr Einsatz für tausende Erkrankte zu spät kommt. Ebola scheint aufgrund der vielen Krisen weltweit „nach hinten gerutscht“ zu sein. So vermuten die Hilfsorganisationen. Sie hatten bereits vor Monaten gewarnt und um Hilfskräfte, Geld und Material gefleht.

Ich finde es beschämend, dass wir erst jetzt richtig aufwachen, seit die Krankheit nun auch die USA und Europa erreicht hat.

Gestern ist ein Ebola-Patient zur Behandlung in Deutschland gelandet, ein UNO-Mitarbeiter aus Afrika. Er soll in der Leipziger Sonderisolierstation für hochinfektiöse Krankheiten behandelt werden.

In Frankfurt am Main wird seit letzter Woche in der Isolierstation Achtundsechzig der Uni-Klinik ein Arzt behandelt, der sich in Sierra Leone angesteckt hat. Täglich komme ich daran vorbei. Das zeigt einmal mehr, dass Entfernungen auf der Welt nicht mehr viel bedeuten. Wer sagt, dass Afrika weit weg ist, macht es sich zu einfach. Ebola kümmert sich nicht um Grenzen oder Staatsangehörigkeiten.

Viren sind heimtückisch. Die größte Gefahr ist jetzt, die Menschen in Afrika im Stich zu lassen. Um sie und uns wirksam vor Ebola zu schützen, müssen wir dort das Menschenmögliche tun.

Und das fängt hier bei uns an: Zum Beispiel sicherzustellen, dass die freiwilligen Helfer im Notfall nach Deutschland zurückgebracht werden können. Wenn über die marode Ausrüstung der Bundeswehr diskutiert

wird, dann sollte die Ausstattung für humanitäre Einsätze ganz oben auf der Liste stehen. Medizinische Ausrüstung, Wasserfilter, Stromversorgung. Um Menschen vor Ort zu helfen und Leben zu retten. Eine Transportmöglichkeit für hochinfektiöse Kranke verspricht die Bundeswehr jetzt für November.

Was kann ich tun? Ich kann nicht in Afrika vor Ort helfen. Ich kann spenden. Weil es viel Geld kostet, Ärzte und Hilfskräfte auszustatten. Allein ein einzelner Schutzanzug kostet rund fünfzig Euro. Jeder Helfer braucht ihn. Man ihn nur einmal verwenden.

Und ich kann beten, für die Kranken und für die Helfer. Für einen wie Christoph Dennenmoser, der sich gerade auf seinen Einsatz in Westafrika vorbereitet. Er hat gesagt: „Bei uns geht es den Menschen relativ gut. In solchen Ländern zu helfen, wo die Menschen wirklich in Not sind, ist meine Hauptmotivation.“

Was wir tun können, darüber können Sie mit mir sprechen, bis 8.00 Uhr unter 069 für Frankfurt, und dann 79 30 69 12. Ich wiederhole: 069 79 30 69 12. Oder reden Sie mit auf Facebook unter „deutschlandradio. evangelisch“.

Diakonie Katastrophenhilfe
Konto 502 502
Ev. Darlehns-genossenschaft Kiel
BLZ: 210 602 37
IBAN: DE26210602370000502502
BIC: GENODEF1EDG

Ärzte ohne Grenzen
IBAN: DE72 3702 0500 0009 7097 00
BIC: BFSWDE33XXX
Bank für Sozialwirtschaft
Konto: 97 0 97 BLZ: 370 205 00
Aktion Deutschland Hilft
Spendenkonto-Nr.: 10 20 30
BLZ 370 205 00, Sozialbank, Köln
IBAN DE62 3702 0500 0000 1020 30
BIC: BFSWDE33XXX (Köln)